

# Leben und Sterben in der Natur

© Wolfgang Peter 2005

Leben und Sterben sind in der äußeren irdischen Natur untrennbar miteinander verbunden. Das Leben ist ohne den Tod nicht zu haben und überall kommt es auf das rechte Gleichgewicht beider Kräfte an. Die reiche Fülle des Lebendigen kann sich ohne die strenge Kraft des Todes nicht entfalten und entwickeln. Zurecht sagt Goethe über die Natur:

"Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben."<sup>1</sup>

Die Schöpfergötter, die die äußere Natur geschaffen und durchformt haben, die Elohim, wie sie in der biblischen Schöpfungsgeschichte genannt werden, haben ihren Wohnsitz auf der Sonne. Die physische materielle Erdennatur gab es zunächst noch nicht. Himmel und Erde waren, wie uns die Genesis schildert, im Anfang noch nicht getrennt voneinander. Das, was einmal unsere Erde werden sollte, und die Sonne waren noch in einem ätherisch wärmedurchströmten Gebilde vereinigt, über dem der gemeinsame Geist der Elohim *brütete*. Und dieser gemeinsame Geist, dieses gemeinsame Bewusstsein der Elohim, ist der Christus. Er ist das schaffende Weltenwort, das die Natur gestaltet.

Weder die Materie, noch das Licht gab es zunächst als äußere Erscheinung, ehe nicht andere, luziferische Geister der Form den Elohim, die von der Sonne wirkten, von außen, von der Peripherie her entgegentraten. Es entstand dadurch eine Einstülpung, ja eine Abschnürung am Rand der ätherischen Weltensphäre. Der materielle Erdenplanet ist eigentlich ein Loch in der Erde und Sonne gemeinsam umspannenden Äthersphäre, wo die ätherische Form zerbrochen und dadurch sichtbare physische **Materie** entstanden ist. Denn alle Materie ist zerbrochene ätherisch-übersinnliche Form. Durch die Abschnürung verfügt der Planet über geraubtes Eigenlicht, das er seinen **Natureichen** zukommen lässt, während das ihm von der Sonne zugesandte übersinnliche **Licht**, das er aufnehmen sollte, durch die *luziferischen* Geister zurückgeworfen, reflektiert wird. In dem geraubten Eigenlicht des Planeten haben die *ahrimanischen* Geister ihren Wohnsitz. Ahriman, Angra Manyu nach der persischen Mythologie, ist der Herr der Finsternis, der Herr der Materie, die nichts anderes, als in die Finsternis gebanntes, gefangenes Licht ist.

Im Tönen der Natur, in den unzähligen Düften, die die Luft erfüllen, im farbigen Leuchten erglänzt Luzifer. Wirkte er allein, würde sich die Erdenwelt zum bloßen sinnlichen Schein verflüchtigen. Ahriman, der Herr der Finsternis und des Todes, gibt ihr erst den substantiellen Bestand. Ohne die Kräfte des Todes gäbe es keine feste Erde, kein flutendes Wasser – und kein körperliches Leben auf Erden, wie wir es kennen. Wirkt Ahriman zu wenig, verflüchtigt sich das Leben; wirkt er zu stark, erstirbt der lebendige Lebensstrom, erstarrt, wird zum toten mineralischen Element. Mit Luzifer allein wäre die Welt ein flüchtiges Gewebe aus Wärme, Licht und Klang; mit Ahriman allein hingegen hätten wir bloß eine Welt der Kälte, Finsternis und Schwere. Ahriman gibt der Natur die Festigkeit und Schwere, Luzifer die Leichte und Beweglichkeit.

Der Christus sorgt für das lebendige Gleichgewicht beider Widersacherkräfte. Man wird die sinnlich-materielle Welt erst durchgreifend verstehen, wenn man sieht, wie er sie liebevoll angeordnet hat. Überall, in jedem Mineral, in jeder Blüte, in jedem Tier – und in jedem Menschen blickt er uns entgegen. Das zu erkennen ist gar nicht so sehr eine Frage der religiösen Überzeugung, sondern viel mehr eine des konkreten naturwissenschaftlichen Forschens. Überall ist die Erdenwelt ein Ergebnis dieser Gleichgewichtswirkungen; und in jedem einzelnen Erdenwesen bildet sich dieses Gleichgewicht in einzigartiger Weise heraus. Daraus ergibt sich die Fülle der mineralischen Gestalten, mit ihren mannigfaltigen strengen geometrischen Formen, mit ihren unterschiedlichen Farben und ihrer ganz unterschiedlichen Lichtoffenheit, Durchsichtigkeit. Man vergleiche die lichte Beweglichkeit einer Birke mit dem schweren knorrigen Bau einer Eiche, oder den rasenden Flügelschlag eines Kolibris mit der Tonnenschwere eines Flusspferds. In den Metallen, die nach außen erglänzen und innerlich doch ganz finster und schwer sind, wirken Luzifer und Ahriman beide zugleich mit großer Stärke. So stark kann die Wirkung Ahrimans werden, dass das Metall zu zerfallen beginnt, und zwar innerlichst zu zerfallen beginnt und seine gefangenen Lichtkräfte in die Welt zu zerstrahlen beginnt. Die Materie selbst zerfällt, stirbt – ein Phänomen, das uns als Radioaktivität hinlänglich bekannt ist. Ein Phänomen, bei dem das gesunde Gleichgewicht der luziferischen und ahrimanischen Kräfte empfindlich zugunsten Ahrimans gestört ist.

---

<sup>1</sup> Johann Wolfgang von Goethe, Die Natur (siehe Anhang)

Das Mineral ist uns zuallererst ein Musterbild des toten erstarrten Stoffes. Und doch ist es längst nicht so starr, wie es uns erscheint. Hätte es die innere Beweglichkeit völlig verloren, müsste es aufgrund seiner übersteigerten Sprödigkeit bei der geringsten Erschütterung zu Staub zerfallen. Im Mineral, so empfinden wir mit gewissem Recht, waltet kein Leben und wirkt kein Bewusstsein. *Im* Mineral wirken Leben und Bewusstsein freilich nicht – und doch sind sie für sein Werden, für seinen Bestand und für sein Vergehen von größter Bedeutung. Dass das Leben das Mineral umspielt und an seiner Bildung mitwirkt, kann man sehr leicht beobachten, wenn man den Kristallisationsprozess durch mangelnde Stoffzufuhr hemmt. Dann entstehen sogenannte Mangelkristalle, wie man sie sehr gut bei den Eisblumen an den winterlichen Fenstern beobachten kann. Sie zeigen ganz deutlich pflanzenhaft anmutende Wachstumsformen. Tatsächlich wirken hier genau die selben Lebenskräfte, die in der Natur auch die Pflanzen gestalten. Und auch ein Bewusstsein wirkt an der Entstehung und Formung der Mineralien mit. Es ist ein unglaublich weitreichendes Bewusstsein, ein wahrhaftes Allbewusstsein, durch das das Mineral in gewissem Sinn zum stillen Mitwisser der lebendigen Geschehnisse im ganzen Kosmos wird, bis in die tiefsten Tiefen des Weltalls hinein. Allerdings ist es ein sehr dumpfes Bewusstsein, ein Bewusstsein, das nicht als inneres seelisches Bild erlebt wird - denn das gibt es nur bei Wesen, die einen Astralleib in sich tragen, und es hat auch kein Wissen von sich selbst, kein Selbstbewusstsein. Ein inneres Bild erlebt das Mineral nicht, aber es *bildet* seine ganze Gestalt innerlich und äußerlich nach dem Wissens, das es vom Weltall empfängt. Jedes Mineral kann uns so durch seine streng geformte Gestalt zu einem geheimen Tor werden, das uns mit dem Kosmos verbindet.



Wie alle Lebewesen tragen auch wir das Mineral in uns, namentlich in unserem Knochensystem, das zurecht als Symbol des Todes angesehen wird – das aber zugleich der Träger unserer *individuellen* menschlichen Gestalt ist. So wie sich alles Mineralische nach den kosmischen Verhältnissen bildet, so auch unser mineralisches Skelett. Die menschliche Gestalt wird dadurch zu einem Abbild der Sternenwelt, vor allem der Tierkreisregion. In vielen mittelalterlichen Abbildungen findet man daher der menschlichen Gestalt systematisch die zwölf Tierkreiszeichen zugeordnet: Dem Schädel und insbesondere der Stirne den Widder, dem Nackenbereich den Stier, den beiden Armen die Zwillinge, dem Brustkorb den Krebs, den Löwen dem Herzbereich, die Jungfrau der Bauchregion, der Hüfte die Waage, dem Beckenbereich und den Reproduktionsorganen den Skorpion, dem Oberschenkel den Schützen, das Kniegelenk dem Steinbock, die Waden dem Wassermann und die Füße den Fische.

Auch die Wirbeltiere tragen in ihrem Knochensystem ein solches kosmisches Abbild in sich, aber ein einseitig verzerrtes, während das menschliche Skelett ein zwar nicht völlig, aber doch weitgehend harmonisch ausgewogenes Bild des Kosmos ist. Dass es *weitgehend* ausgewogen ist, gibt unserer Gestalt das allgemein-menschliche Gepräge, dass es doch nicht vollkommen harmonisch ist, ermöglicht die individuelle Überformung.

Insofern auch die Pflanzen das Mineral in sich tragen, bilden sie ebenfalls die Sternenwelt ab – und genauso tut es natürlich die mineralische Welt selbst. Aber je tiefer wir in der Reihe der Naturreiche vom Menschen über Tier und Pflanze zum Mineral hinuntersteigen, um so einseitiger wird dieses Abbild des Kosmos.

Bestünden wir nur aus dem physischen Mineral, könnten wir weder das Leben, noch ein höheres Bewusstsein in uns tragen. Das innere Leben wird uns durch unseren Ätherleib gegeben, über den auch die Pflanzen und Tiere verfügen. Durch den Ätherleib tragen wir die lichten Ätherkräfte in uns. An den Pflanzen können wir die Wirkung dieser die Welt durchstrahlenden Ätherkräfte am reinsten studieren.

Auffallend anders als Mensch, Tier und Mineral sind die Pflanzen gestaltet. Bei der Pflanze fehlen nämlich weitgehend geschlossene räumliche Formen, statt dessen dominieren die geometrischen Elemente Punkt, Linie und Fläche, wobei die Linie ganz besonders hervortritt, vor allem bei den einfachen Wachstumsformen, die uns den unverfälschtesten Eindruck des vegetabilen Formprinzips geben. Man betrachte nur die vielfältigen Gräser oder die fein gefiederten Farne. Die Linie ist ein vielsagendes sinnliches Abbild der lichtdurchstrahlten Ätherwelt. Und indem die Pflanze linear aus dem punktförmigen Samen herauswächst, zerstrahlt sie sich gleichsam selbst in den ätherdurchlichteten Raum hinein, überwindet mehr oder weniger das ahrimanische stofflich-finstere Element und macht sich dem strahlenden Lichtäther ähnlich, während sich das Mineral in dem mit dichter Stofflichkeit erfüllten Raum verschließt. Die Pflanze lebt ganz in der lichten Leichte, das Mineral in der finsternen Schwere. Wieder wird der Gegensatz luziferischer und ahrimanischer Kräfte deutlich.

Ähnlich wie beim Mineral kann man auch von der Pflanze sagen, dass sie in gewissem Sinn ein Bewusstsein hat. Es ist enger als das mineralische Bewusstsein und umfasst nur mehr ein Wissen von den inneren Vorgängen unseres Sonnensystems, und nach diesen gestaltet sich die Pflanze. Die Wirkung der planetarischen Rhythmen lässt sich im Pflanzenwachstum sehr deutlich nachweisen. Auch dieses Bewusstsein ist noch sehr dumpf und reicht nicht aus, ein inneres seelisches Bild zu erzeugen, und es gibt der Pflanze auch kein Wissen von sich selbst. Es ähnelt jenem Bewusstsein, das der Mensch hat, wenn er tief und traumlos schläft.

In der Pflanze überwindet das Leben den Tod, und kämen nicht noch andere Faktoren in Betracht, würde die Pflanze immer weiter und weiter in den Raum hinaus wuchern. Besonders bei den höheren Pflanzen, den Blütenpflanzen, werden aber solche andere Faktoren deutlich. Bereits mit der Blüte selbst kündigt sich eine erste räumliche Gestaltung an. Schon die Blüte selbst bildet oftmals einen mehr oder weniger geöffneten Hohlraum. Namentlich bei giftigen Pflanzen ist diese Hohlräumbildung meist sehr ausgeprägt. Das kann uns schon ein Hinweis dafür sein, dass hier ein lebensfeindliches Element ins Spiel kommt. Man denke etwa an die giftige Herbstzeitlose. Sie enthält das giftige Alkaloid Colchicin, das Ähnlichkeiten mit Arsen aufweist.

Bei den Früchten tritt die räumliche Gestaltung noch deutlicher hervor. Die Frucht selbst ist ein räumlich aufgeblähtes, meist mehr oder weniger wässriges, innerlich oft nur wenig gestaltetes Gebilde. Sie gleicht mehr einem mit durchfeuchteten Nahrungsstoffen ausgestopften Sack als einem in sich stark organisierten, innerlich durchgestalteten Wesen. Auch die äußere, mehr oder weniger sphärische Form ähnelt eher einem verzerrten, vergrößerten und von einer harten Schale eingefassten Wassertropfen als der sonstigen komplexen strahligen pflanzlichen Gestalt. Hier findet geradezu eine plumpe Verstofflichung statt, und wenn die Früchte im Herbst reifen, erstirbt das rein vegetabile Leben weitgehend, und die Samen gleichen in ihrer Form oftmals beinahe schon dem toten kristallinen Mineral.

Manche Früchte sind allerdings auch stärker durchgestaltet und ähneln verblüffend den organischen Bildungen, die man bei Tier und Mensch findet. So gleicht die Walnuss sehr stark dem menschlichen Gehirn in seiner Schädelkapsel, die Bohne ist deutlich nierenförmig usw. Es scheint, als würde die Pflanze hier ganz leise von tierischen Gestaltungselementen berührt. Tatsächlich wird die Pflanze dort, wo sie Blüten, Früchte und Samen bildet, von den selben astralen Kräften von außen berührt, die in Tier und Mensch in Form des Astralleibes Einzug ins Innere halten. Rudolf Steiner beschreibt das so:

"Wenn der Hellseher eine Pflanze betrachtet, wie sie mit der Wurzel im Boden wurzelt, Blätter und Blüten ansetzt, hat er zunächst vor sich die Pflanze, bestehend aus dem physischen Leibe und dem Ätherleib. Das Tier hat noch den Astralleib. Nun können Sie einmal die Frage aufwerfen: Haben die Pflanzen gar nichts von einem Astralleibe? Es wäre falsch, würde man das behaupten; er ist nur nicht drinnen, wie er in dem Tiere drinnen ist. Wenn das hellseherische Bewußtsein die Pflanze beschaut, so sieht es namentlich oben, wo die Blüten sind oder entstehen, die ganze Pflanze eingetaucht in eine astrale Wolke, eine helle Wolke, die die Pflanze namentlich an diesen Teilen umgibt und einhüllt, wo sie blüht und Früchte trägt. Also die Astralität senkt sich gleichsam auf die Pflanze nieder und hüllt einen Teil der Pflanze ein. Der Astralleib der Pflanze ist eingebettet in diese Astralität. Und das Eigentümliche davon ist, daß, wenn Sie sich die ganze Pflanzendecke der Erde denken, so werden Sie finden, daß die Astralleiber der Pflanzen einer an den anderen grenzen und sie ein Ganzes bilden, von dem die Erde eingehüllt ist wie von

physischer Luft, von der Pflanzenastralität. Wenn die Pflanzen nur einen Ätherleib hätten, würden sie so wachsen, daß sie nur Blätter, keine Blüten ansetzen würden, denn das Prinzip des Ätherleibes ist Wiederholung. Wenn eine Wiederholung abgeschlossen und ein Abschluß gebildet werden soll, muß ein Astralleib dazukommen.

So können Sie am Menschenleibe selbst betrachten, wie das Ätherische und das Astrale zusammenwirken. Denken Sie sich die aufeinanderfolgenden Ringe des Rückgrats. Da gliedert sich Ring an Ring. Solange dies geschieht, wirkt hauptsächlich das ätherische Prinzip im Organismus. Oben, wo die knöcherne Schädelkapsel eintritt, dort überwiegt das Astrale, nämlich dort hat das Astrale das Übergewicht. Also das Prinzip der Wiederholung ist das Prinzip des Ätherischen, und das Prinzip des Abschlusses ist dasjenige des Astralen. Die Pflanze würde oben nicht abgeschlossen sein in der Blüte, wenn sich nicht in das Ätherische das Astrale der Pflanzennatur senken würde.

Wenn Sie eine Pflanze verfolgen, wie sie den Sommer hindurch wächst und dann im Herbst Früchte trägt und dann anfängt zu welken, also wenn die Blüte anfängt zu ersterben, dann zieht sich das Astrale wieder aus der Pflanze zurück nach oben. Das ist ganz besonders schön zu beobachten. Während das physische Bewußtsein des Menschen im Frühling seine Freude haben kann an dem Erblühen der Pflanzen, wie sich Flur um Flur mit herrlichen Blüten bedeckt, gibt es für das hellseherische Bewußtsein noch eine andere Freude. Wenn gegen den Herbst zu die Pflanzen, die einjährig sind, absterben, dann leuchtet es und huscht hinauf wie huschende Gestalten, die sich als astrale Wesenheiten herausbegeben aus den Pflanzen, die sie den Sommer hindurch versorgt haben. Hier ist wieder eine Tatsache, die uns in dem poetischen Bilde entgegentritt, das nicht verstanden werden kann, wenn nicht hierin das hellseherische Bewußtsein verfolgt werden kann. Da sind wir schon in einem intimen Felde des astralen Bewußtseins. Aber bei Völkern der Vorzeit, wo solche intime Hellseher vorhanden waren, da war auch schon dieses Sehen im Herbst vorhanden. Sie finden bei dem hellseherischen Volke Indiens in der Kunst das wunderbare Phänomen dargestellt, daß ein Schmetterling oder ein Vogel hinausfliegt aus einem Blütenkelch. Wiederum ein solches Beispiel, wie in der Kunst etwas aufsteigt, wo durchaus das hellseherische Bewußtsein zugrunde liegt aus jenen fernen Zeiten her, wo entweder das hellseherische Bewußtsein in den Künstlern gewirkt hat oder als eine Tradition beachtet wurde."<sup>2</sup>

Diese astralen Kräfte treten dem wuchernden Leben entgegen, sie sind geradezu Todeskräfte. Je mehr ein Tier von diesen astralen Kräften in sein Wesen aufnimmt, desto mehr verliert es die rein vegetative Lebendigkeit, aber desto höher entwickelt erscheint es uns zugleich.

Die Hohlraumbildung, die weitgehend abgeschlossene Körperhöhle, ist das zentrale gestaltende Motiv bei Tier und Mensch. Während die Pflanze beinahe ungehemmt in den Raum hinein wächst, muss sich das Leben bei Tier und Mensch auf die Durchformung dieses eng begrenzten Hohlraums beschränken. Fehlgeleitetes Leben, das auch im Innern unbegrenzt und undifferenziert weiter wuchern will, führt zum bösartigen Krebswachstum und zerstört die ganze organische Einheit. Die innere Gestaltung des tierischen und menschlichen Leibes ist wesentlich komplexer als die nach außen gerichteten Wachstumsformen der Pflanzen. Den Krebsgeschwüren mangelt gerade diese differenzierte Durchgestaltung.

Was dem Tier an Lebenskraft fehlt, gewinnt es an Bewusstseinskraft hinzu. Im Tier entsteht erstmals ein solches Bewusstsein, das zum Erleben innerer seelischer Bilder führt, die aber einen stark luziferischen Charakter haben und sehr stark die sinnlichen Triebe und Begierden erwecken, während die leibliche Gestaltung viel stärker als bei den Pflanzen von den ahrimanischen Kräften bestimmt wird. Die Tiergestalten sind eigentlich Imaginationen Ahrimans, sagt Rudolf Steiner ganz zurecht.

Das Bewusstsein der Tiere ähnelt ganz entfernt dem Traumbewusstsein des Menschen, das daraus resultiert, dass der Mensch genau wie das Tier über einen astralischen Leib verfügt. Ebenso wie beim Tier ist mit diesem Bewusstsein auch beim Menschen kein klares Selbstbewusstsein verbunden. Das Traumbewusstsein ist enger als die zuvor beschriebenen Bewusstseinsformen der Mineralien und Pflanzen, dennoch ist noch ein gewisser kosmischer Einfluss vorhanden, wobei besonders Sonne und Mond in ihrem Verhältnis zur Erde bedeutsam sind. Zurecht sprechen wir beim Menschen oftmals von einem sonnigen Gemüt oder von seinen schwankenden Launen, die mit dem Mond (Luna) zusammenhängen. Indirekt spielen weitere kosmische Verhältnisse nur insofern hinein, als die Stellung von Sonne und Mond im Tierkreis durchaus eine Rolle spielt. In diesem Sinn ist der Astralleib tatsächlich wörtlich als *Sternenleib* zu verstehen, und eben darum hat etwa Paracelsus den Astralleib auch als den *siderischen Menschen* bezeichnet.

---

<sup>2</sup> Rudolf Steiner: *Die Beantwortung von Welt- und Lebensfragen durch Anthroposophie*, GA 108, Erster Vortrag, Wien, 21. November 1908

Ganz auf die irdischen Verhältnisse beschränkt sich erst das Selbstbewusstsein, das Ich-Bewusstsein des Menschen. Damit es sich entfalten konnte, musste der Mensch den Tod, also die ahrimanischen Kräfte, noch stärker in sein Wesen aufnehmen als das Tier. Der Tod wird so in gewissem Sinn zum zentralen Lebensmotiv des Menschen. Der Tod ist schon während unseres ganzen irdischen Lebens unser ständiger Begleiter und ohne ihn könnten wir gar kein Selbstbewusstsein entwickeln. Und gerade im Moment des Todes leuchtet unser Ich-Bewusstsein am aller stärksten auf. Von der geistigen Seite gesehen ist der Tod das herrlichste, großartigste Erlebnis, das der Mensch überhaupt haben kann. So hell ist das geistige Licht, das im Todesaugenblick aufleuchtet, dass es uns das ganze nachirdische Dasein erhellt.

Der Entwicklungsgang des irdischen Lebens führt also vom Leben zum Sterben, zugleich aber vom dumpfen Allbewusstsein zum klaren Selbstbewusstsein. Und nur aus dem wachen Ich-Bewusstsein kann sich der Mensch aus Freiheit mit dem Christus verbinden und dadurch sein Entwicklungsziel auf Erden erreichen und aus dem Geiste wiedergeboren werden. Das ist der Sinn des alten Rosenkreuzerspruchs:

*Ex Deo nascimur – In Christo morimur – Per Spiritum Sanctum Reviviscimus*

# Übungen zur Sprachgestaltung

## Eichen

Knarrend knurren knorrige Eichen,  
wollen wütendem Wind nicht weichen,  
greifen mit Armen, kräftestrotzend  
zausend tausenden Stürmen trotzend;  
wurzeln in Klüften, im Erdkern gründend,  
Größe und Tiefe in sich verbindend;  
Saftiger Kern im trockenen Korke,  
Stahl im Blut unter rostbrauner Borke,  
ganz Charakter und dir zum Zeichen  
knarren, knurren knorrige Eichen! –

## Birken

Weiblich schmiegsam, biegsam, fügsam,  
lispeln Birken hell belaubt;  
lassen durch des Windes Lüfte,  
wenn er sie zu fassen glaubt;  
denn wie Kupfer lichtdurchleitend,  
grünspanleuchtend zart im Lenz,  
goldgelb herbstlich, immer weißlich –  
Licht und Luft ist hier Tendenz.  
Atmend aus die Bodenfeuchte,  
Schwestern im Verein gesellt,  
saugt die Birke Schönheitsleuchten,  
jüngferlich und zart beseelt.

Georg Michael

# Gespräch mit den Toten

Ihr lieben, lieben Toten, zu denen jede Nacht die Seele steigt  
der ihr im Bild des Antlitzes die eure verklärt und liebend neigt,  
wie grüß ich euch zum Liebesmahl, Agape,  
das ich in tiefer Dankbarkeit und Demut euch reichen will.

Schutzgeister, die ihr gütig helfend um uns schwebt,  
gebt, reicht die goldene Schale, die sich selber füllt,  
die Schale aus Kristall, auch jenen, die - einst unsre Feinde -  
aus dem Dunkel kommen.

Rein, wie die Natur mit grünem Flor die Erde deckt, ist diese Tafel:  
das Rosenlicht aus dem Kristall sei frei verschenkt.

Nicht wilder Aufschrei nach Gerechtigkeit, nicht Angst vor wilden  
Triebesstürmen und schwarzen Katastrophen, nicht auch ein Hilferuf,  
nach Mitleid heischend, führt mich zu euch - nein, nein, nur tiefe,  
tiefe Dankbarkeit für den durchschrittenen, durchlittenen, durchkämpften  
und durchschrittenen vereinten Schicksalsweg.

Du Seele, die mich hat geführt den steilen Weg zu mir; und du,  
die mich gehüllt, gebettet hat in unersetzlich warme Liebe - und Seele du,  
die mir den Horizont geweitet ins Kleinste und ins Größte; auch ihr, die  
uns in schwerem Kampf erprobten, bedrängten und bedrohten; und ihr,  
ihr, ihr, die brennend ihre Augen nach hohen Zielen mit mir richteten;  
und ihr, die weiterschenkend mehrten, was wir erworben in schweren und  
frohen Stunden; und ihr, die sichtlich rettende Gedanken sendeten,  
wenn gegen wütend wilden Widerstand das Werden unseres Werks im  
Erdenweg und - wirken zu keinem Ausweg weiterfand -  
Verstorbne, treue, liebe, was ihr in meinem Schicksal nicht vollenden konntet,  
tragt es mir auf; wißt ihr doch mehr, was kommen soll, was droht  
und was in euren Zielen liegt!

Sprech ich aus eurer Seele? Sprecht ihr aus mir in einer höhern Sprache?  
Ein Felsen sei mein Ich, in allem Sturmgewoge, auf den ihr bauen könnt.  
Und immer wiederkehrend und getreu dem Plan, nach dem wir angetreten,  
soll unser Dom zum Himmel wachsen, dorthin wo unseres Sternes Strahl  
vom Reich der leuchtend reinen Himmelsstirne den Weg uns weist durch  
höchste Lichtgestirn-Intelligenz hindurch zum Schauen durch Ewigkeiten,  
zum höhern Hören des Wortes.

Seht, liebe Seelen, wie in diesem Seelensaale ein Zeichen sich erhebt:  
Das Schwere, Schwarze ist nicht mehr! Ein schwarzes Kreuz nur steht an  
seiner Statt und gibt uns feste, unbegrenzte Kraft.  
Smaragdgrün um des Kreuzes Mitte wächst ein grüner Kranz,  
aus dem sich siebenmal ein Rosenhaupt erhebt,  
in Reinheit, Freiheit unserm Geiste Manna zu spenden  
und Kraft, uns ewig zu verbinden zum Heil der Welt.  
Ihr scheidet? - Kommt wieder, immer wieder - !

## Johann Wolfgang von Goethe

# Die Natur

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen – unvernünftig, aus ihr herauszutreten, und unvernünftig, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder – alles ist neu und doch immer das alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremd. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie? – Sie ist die einzige Künstlerin: Aus dem simpelsten Stoff zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung – zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihrem Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, dass sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist die Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer lässt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzuteilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, trüg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, dass sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohltat. Schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie lässt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumt, dass man sie verlange; sie eilt, dass man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rau und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit



und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist, und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.